

Tagungsbericht: „Bildung, Arbeit und Identität im Jugendalter“

Gemeinsame Tagung der Sektionen »Bildung und Erziehung« und »Jugendsoziologie« in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie und des Zentrums für Kindheits- und Jugendforschung der Universität Bielefeld, am 29. und 30. September 2005 an der Universität Bielefeld

Die Tagung „Bildung, Arbeit und Identität im Jugendalter“ wurde am 29./30.09.2005 von den Sektionen „Jugendsoziologie“ und „Bildung und Erziehung“ in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) gemeinsam mit dem Zentrum für Kindheits- und Jugendforschung, Universität Bielefeld in den Räumlichkeiten der Bielefelder Universität ausgerichtet. Im Zentrum standen die seit den 1980er Jahren mit der Strukturkrise einhergehenden Verschiebungen und Engpässe am Arbeitsmarkt, die daraus resultierenden veränderten Anforderungen an Jugendliche sowie die Fragen, inwiefern das Bildungssystem auf eine kompetente Bewältigung dieser Anforderungen vorzubereiten vermag und wie Jugendliche bzw. unterschiedliche Gruppen von Jugendlichen auf diese Situation in der Statuspassage Schule – Beruf reagieren. Mit über 70 MitdiskutantInnen war die Tagung gut besucht. Die Vorträge, von denen hier aus Platzgründen nur eine Auswahl vorgestellt werden kann, sorgten für ein abwechslungsreiches und anregendes Programm. Die Vortragenden kamen aus Israel, den Niederlanden, Österreich, Polen, der Schweiz und aus Deutschland.

Wolfgang Lauterbach (Münster) zeigte eingangs anhand von Daten aus der Life-Studie, dass junge Menschen angesichts der Engpässe und erhöhten Qualifikationsanforderungen auf dem Arbeitsmarkt zunehmend mehr Schwellen überwinden mussten, bis sie beruflich einigermaßen „Fuß gefasst“ hätten. Auf diese Situation – so machten die Beiträge der Tagung deutlich – reagieren Jugendliche erwartungsgemäß sehr unterschiedlich. Die Spannbreite möglicher Bewältigungsmodi wurde in den Vorträgen von *Manuela du Bois-Reymond* (Leiden) und *Katharina Liebsch* (Frankfurt/Main) deutlich. Auf der Basis einer international vergleichenden sowie einer niederländischen Studie entwickelte du Bois-Reymond den Typus des Trendsetter-Lerners. Diese Jugendlichen stellten von ihrer sozialen Herkunft her eine sehr heterogene Gruppe von Personen dar, die sich flexibel auf veränderte Lern- und Arbeitsbedingungen einstellen könnten und durch eine hohe biographische Reflexion auszeichneten. Nach den biographischen Beschreibungen sei für diese Jugendlichen die Schulzeit zumeist nur wenig motivierend gewesen. Die geforderten Kompetenzen hätten sie sich vielmehr in informellen Lernprozessen angeeignet, etwa in jugendkulturellen Szenen. Nicht selten „landeten“ diese Jugendlichen in selbstorganisierten Tätigkeiten in zum Teil selbst gegründeten Unternehmen. *Katharina Liebsch* beschäftigte sich in ihrem Vortrag mit Jugendlichen, die sich eher „schicksalsergeben“ verhielten. Die empirische Basis ihrer Analysen bildeten qualitative Interviews, die in einem interventionsorientierten Forschungsprojekt mit angehenden Altenpflegerinnen im westlichen Allgäu mit dem Ziel geführt worden waren, den Umgang mit Unsicherheiten zu eruieren. Aus der Eigenperspektive erscheine der Lebensweg dieser Jugendlichen wenig dynamisch. Zwecks Sicherung des Bestehenden verblieben die Betroffenen in der Herkunftsregion, ließen sich in einem dort zunehmend etablierenden Berufsfeld ausbilden und verzichteten darauf, Alternativen auszuloten. Vor dem Hintergrund einer traditionellen Lebensführung betonten die Befragten die Geschlechterunterschiede und beschrieben diese auch als gewünscht.

Wie bereitet das Bildungssystem, insbesondere die Schule, Jugendliche auf die Bewältigung der mit dem Berufseinstieg und dem angestrebten beruflichen Erfolg verbundenen Anforderungen vor? Und wie gehen die Jugendlichen mit dieser Vorbereitung um? Mit diesen Fragen setzten sich mehrere Beiträge auseinander. Den Einstieg in diese Thematik bildete der Vortrag von *Ulrike Popp* (Klagenfurt), in dem sie Ergebnisse einer Literaturliteraturauswertung zur

„Identitätskrise“ der Schule vorstellte. Dabei ging die Referentin von dem Befund aus, dass die Schule dazu beitrage, die vermeintlich legitime Kultur durch Beharrungs-, Homogenisierungs- und Konservierungstendenzen zu reproduzieren. Durch die damit verbundenen Zwänge würden SchülerInnenidentitäten gefördert, die darauf ausgerichtet seien, die Schule möglichst unbeschadet zu überstehen. Flexible Identitätskonstruktionen würden durch spezifische Kommunikationsweisen im Unterricht verhindert. Zwar sei die Krise der Schule ernst, aber darin läge auch eine Chance. Auch *Christian Ganser* und *Thomas Hinz* (Konstanz) nahmen die „Identitätskrise“ der Schule in den Blick. Auf der Basis ihrer Datenerhebung bei ca. 6.000 SchülerInnen an beruflichen Schulen in München, in der es um Problemlagen dieser Schulform ging, untersuchten sie den Zusammenhang von schulischer und beruflicher Überforderung mit Gewalt. Die von ihnen befragten Jugendlichen hätten auf schulische Überforderung und allgemeinen Stress, jedoch nicht auf betriebliche Überforderung verwiesen. Die Überforderung sei vor allem maßgeblich abhängig von der eigenen Vorbildung und vom Geschlecht, während ethnische Unterschiede nicht durchgehend dominant nachgewiesen werden könnten. *Sibylle Reinhardt* (Halle) zeigte schließlich anhand von Daten aus einer quantitativen Befragung von ca. 1.400 SchülerInnen zu Jugend und Demokratie in Sachsen-Anhalt, dass in der schulischen Bildung auch verstärkt Konfliktfähigkeit eingeübt werden müsste.

Auf der Basis empirischen Datenmaterials zu 400 Schweizer Jugendlichen, die 1988 geboren sind, analysierte *Margrit Stamm* (Fribourg) die Bildungslaufbahnen und die berufliche Identitätsfindung von Jugendlichen. Dabei diskutierte sie zwei Thesen: Der lebensgeschichtliche Bedeutungsgewinn der Schule habe dazu geführt, die Schullaufbahn zum zentralen Bezugspunkt für die Ausbildung beruflicher Identität werden zu lassen. Zudem griffen Aussagen zu kurz, dass Schulerfolg den Aufbau beruflicher Identität begünstige, Schulversagen ihn aber behindere, denn darin sei die gesamte Schullaufbahn und die damit verbundene Lernbiographie zu wenig berücksichtigt. *Christine Wiezorek* (Jena) nahm in ihrem Vortrag die Bildungs- und Zukunftsvorstellungen von Jugendlichen, die sich mit niedrigen Bildungsabschlüssen zufrieden geben, in den Blick. Ihre ethnographischen Beobachtungen einer nordrhein-westfälischen Hauptschulklasse zeigten, dass aus Sicht der SchülerInnen weniger der formale Bildungserfolg und die persönliche Bildungsaspiration am Übergang von der 9. zur 10. Klasse dominiere. Vielmehr stelle dieser Übergang eine gesamtbiographische Zäsur dar, in der der Klassengemeinschaft und der Klassenlehrerin eine herausgehobene Bedeutung als signifikante Andere und biographische Beraterin zukomme. In ihrem Fazit warf sie die Frage auf, inwiefern die Schule bei der Realisierung neuer Qualifikationen die Aufgabe eines „sozialpädagogischen Ortes“ hätte.

Die Bedeutung der Schule bzw. der Lehrkräfte für die Berufsorientierung stand auch im Mittelpunkt der Vorträge von *Oliver Dimbath* (Augsburg) und *Daniela Ahrens* (Bremen). Dabei fragte *Oliver Dimbath* auf der Basis prozessbegleitender qualitativer Interviews mit 27 Münchner SchülerInnen verschiedener Schulformen im letzten Schulhalbjahr nach den Interaktionen zwischen Lehrkräften und SchülerInnen bei der Berufswahlvorbereitung und analysierte die (Be-)Deutung und den institutionellen Rahmen schulischer Berufsorientierung aus der Sicht der AbsolventInnen. Die empirischen Ergebnisse zeigten, dass an den bayrischen Hauptschulen die berufswahlbezogene Lebenslaufentscheidung verschult und wesentlich abhängig vom Engagement der Eltern oder der Lehrkräfte sei, während die von ihm interviewten AbsolventInnen von Realschulen und Gymnasien das mangelnde Engagement der Fachlehrkräfte bei der Berufsorientierung beklagt hätten. Einen etwas anderen Zugang zu der Problematik hatte *Daniela Ahrens* gewählt: Sie nahm die „Generation Praktikum“ in den Blick und diskutierte in ihrem Vortrag, inwiefern das inzwischen an Hauptschulen etablierte Berufspraktikum zur Einbettung von Berufsentscheidungen beitragen könne. Das Praktikum würde als schulische Veranstaltung und nicht im Hinblick auf den Arbeitsmarkt wahrge-

nommen. So würde die Schule zu einem Schonraum, der die für die Arbeitswelt notwendigen Entwicklungsanforderungen an Jugendliche verhindere. Ahrens plädierte dafür, die Berufswahlfähigkeit der Jugendlichen zu fördern.

Der Vortrag von *Percy Scheller*, *Heike Spangenberg* und *Julia Willich* (Hannover) fokussierte schließlich auf die Zeit nach der Schule und untersuchte die Ausbildungsabsichten und Lebensorientierungen von Studienberechtigten. Dabei identifizierten die ReferentInnen die Studienfachwahl als die erste relevante Berufsentscheidung von AbiturientInnen. Auf der Basis von Längsschnittdaten aus dem HIS-Studienberechtigtenpanel analysierten sie u.a. die Entscheidungsfindung der Studienberechtigten, ihre Ausbildungsmotive, ihre Einschätzungen zu Zukunftsaussichten und Strategien zur Zukunftssicherung.

Einen weiteren Tagungsschwerpunkt bildeten die strukturellen Zugangsbarrieren zum Arbeitsmarkt. Dass unabhängig von erworbenen Schulabschlüssen Jugendliche, die keine berufliche Ausbildung durchlaufen, einer erhöhten Gefahr unterliegen, in ihrer Erwerbsbiographie in prekäre Arbeitsverhältnisse zu geraten und marginalisiert zu werden, zeigte *Judith Glaesser* (Konstanz). Sie legte in ihrer Argumentation ebenso wie Wolfgang Lauterbach Daten aus der Life-Studie zugrunde und arbeitete dabei Erklärungsfaktoren heraus, warum Personen auch bis zum 35. Lebensjahr noch keine Berufsausbildung abgeschlossen haben. Betroffene im biographischen Erstberuf könnten zwar noch mit jenen mit beruflicher Ausbildung mithalten, würden im weiteren Erwerbsleben dann jedoch in Berufe mit geringem Sozialprestige abgedrängt und erzielten z.B. deutlich geringere Einkommen.

Ob auch schwer wiegende chronische, die weitere Lebensführung beeinflussende Erkrankungen mit einer Einschränkung der Zugänge zum Erwerbssystem einhergehen oder sogar eine doppelten Benachteiligung darstellen, war Gegenstand der Diskussionen im Anschluss an den Vortrag von *Heike Ohlbrecht* (Berlin) Die Referentin zeigte, dass das Auftreten von chronischen Erkrankungen zwar ein kritisches Lebensereignis bedeutete, in dessen Folge die Jugendlichen bemüht seien, diesen Faktor in ihre Identitätsbildung und die Lebensplanung zu integrieren. Vor dem Hintergrund, dass die gesundheitliche Beeinträchtigung verstärkt zur Suche nach Sicherheiten führen könne, werde die Identitätsbildung sogar beschleunigt und die Fähigkeit, langfristig zu planen, verstärkt.

Dass infolge der hohen Selektivität des Ausbildungs- und Arbeitsmarkts nicht nur Jugendlichen mit „Handicaps“ der Zugang zum bzw. ein kontinuierlicher Verbleib im Erwerbssystem verwehrt wird, ging aus dem Vortrag von *Matthias Drilling* (Basel) hervor. In Schweizer Kernstädten bestritte etwa jede/r zehnte Jugendliche ihren/seinen Lebensunterhalt durch Gelegenheitsarbeiten oder den Bezug staatlicher Transferleistungen. Der Referent stellte anhand einer Untersuchung der 1.123 18- bis unter 25-jährigen SozialhilfebezieherInnen im Jahr 1999 fünf Eintrittstypen und deren Karriereverläufe vor. Des Weiteren schilderte er die Bemühungen, wie die Betroffenen insbesondere über eine Erweiterung möglicher Optionen eine ökonomische Unabhängigkeit vom Sozialhilfesystem zu erreichen versuchten. *Barbara Stauber* (Reutlingen) problematisierte, dass infolge solcher Schicksale von jungen Menschen, denen der Zugang zum ersten Arbeitsmarkt verwehrt bliebe, Selbstinszenierungen von jungen Frauen und Männern außerhalb der Erwerbsarbeit für die Identitätsentwicklung und das Erleben von Selbstwirksamkeit zunehmend an Bedeutung gewannen. Welche Bedeutung dabei der Zugehörigkeit zu spezifischen jugendkulturellen Szenen zukommen kann, machte *Gunnar Otte* (Leipzig) deutlich.

Angesichts drohender Arbeitslosigkeit einerseits und den seit 2002 staatlich forcierten Unterstützungsleistungen zur Aufnahme einer selbstständigen Erwerbsarbeit andererseits stellte sich im Rahmen der Tagung auch die Frage, inwiefern junge Menschen die Gründung einer Ich-AG bzw. die Aufnahme einer Tätigkeit als „ArbeitskraftunternehmerIn“

(Voß/Pongratz) als eine Alternative gegenüber dem „Herumhängen auf der Straße“ oder sogar als eine Bereicherung ihrer Möglichkeiten zum Start in eine erfolgreiche berufliche Karriere erachten. Vor dem Hintergrund steigender Zahlen zur Gründung von Kleingewerbebetrieben einerseits und der mit deren Schließung häufig verbundenen tragischen Lebensschicksale (Verschuldung) sollte, so forderte *Jürgen Mansel* (Bielefeld) in seinen die Tagung einleitenden Worten, die selbstständige Erwerbsarbeit zu einem Forschungsfeld nicht nur für Jugendsoziologinnen und -soziologen werden. In diesem Kontext präsentierte *Jürgen Angele* (Wiesbaden) vom Statistischen Bundesamt Daten aus der Gewerbeanzeigen- und der Insolvenzstatistik. Er belegte, dass seit 1996 jährlich etwa 800.000 Unternehmen gegründet wurden, davon etwa die Hälfte Kleinbetriebe mit aktuell deutlich steigender Tendenz. Der von Angele vorgestellte Sachverhalt, dass Kleinbetriebe überproportional häufig in solchen Regionen mit überdurchschnittlicher Arbeitslosenquote gegründet würden, deutet darauf hin, dass die Gründung eines Kleinbetriebs von Betroffenen häufig als der letzte Rettungsanker bei der Sicherung der Existenzgrundlagen erachtet zu werden scheint.

Gerhard Christe und *Lutz Wende* (Oldenburg) warfen die Frage auf, ob die Hartz-Gesetzgebung die Sozialisation zum neuen Typus des Arbeitskraftunternehmers begünstige. Dabei zeigten sie sich skeptisch, dass die Aufnahme einer selbstständigen Erwerbsarbeit auch für bisher sozial benachteiligte Jugendliche eine Chance im Überlebenskampf darzustellen vermöge. Für eine erfolgreiche Tätigkeit als ArbeitskraftunternehmerIn seien Kompetenzen erforderlich, über die benachteiligte Jugendliche nicht verfügten und die sie systematisch überforderten: Selbstkontrolle im Hinblick auf Planung und Steuerung der eigenen Tätigkeit, Selbstökonomisierung in Form von zweckgerichteter Vermarktung der eigenen Fähigkeiten und Leistungen und Selbststrationalisierung im Sinne einer bewussten Organisation von Alltag und Lebensführung auf das eigene Unternehmen. Dennoch gäbe es junge Menschen, so führte *Jürgen Mansel* auf der Basis von problemzentrierten Interviews mit Personen aus, die den Schritt in eine selbstständige Erwerbstätigkeit gewagt hätten. Diese verfügten über Fähigkeiten, vorhandene Marktlücken zu erkennen, eigene Konzepte zur Schließung solcher Lücken zu entwickeln und die diesbezüglichen Planungen auch umzusetzen. Diese Kompetenzen hätten sich diese Jugendlichen wie die von du Bois-Reymond benannten Trendsetter-Lerner vor allem in informellen Lernprozessen angeeignet. Die Angst, dass das eigene Unternehmen pleite gehen könnte und dann alle Investitionen und Mühen umsonst gewesen wären, münde in eine Form der Selbstausbeutung, die mit drastischen Beschränkungen von Freizeit, mit dem Zerschneiden von Freundschaften und Beziehungen sowie der schrittweisen Aufgabe von Vorstellungen im Hinblick auf eine harmonische Vereinbarkeit von Privatsphäre und Erwerbsarbeit verbunden sein könne.

Zum Abschluss der Tagung wurde in zwei Vorträgen die Situation in Polen und Palästina beleuchtet. *Bozena Majerek* (Krakau) stellte Ergebnisse einer standardisierten Befragung von 1.460 polnischen Jugendlichen verschiedener Bildungsgruppen im Alter von 13 bis 24 Jahren vor. Die Analysen der Referentin widerlegten die aufkommende Vermutung, dass sich polnische Jugendliche angesichts des „anderen“, postsozialistischen Gesellschaftskontexts hinsichtlich ihrer beruflichen Orientierungen und Lebensplanungen deutlich von deutschen Jugendlichen unterschieden. Vielmehr wurden zahlreiche Ähnlichkeiten und Gemeinsamkeiten sichtbar, denen in einer systematisch vergleichend angelegten Studie weiter nachgegangen werden könnte. *Hamdallah Rabia* (Jerusalem) gab einen Einblick in sich gegenwärtig vollziehende Transformationen in der palästinensischen Gesellschaft. Er zeigte eindrucklich, wie die radikalen und schnellen gesellschaftlichen Veränderungen bei der arabischen Minderheit der Palästinenser in Israel zu Wertverlust und -wandel führten, die sich hoch problematisch auf Bildung und Erziehung auswirkten. Dabei wurde plastisch nachvollziehbar, welche Entwicklungen, Widersprüche und Probleme, auf individueller wie auf gesellschaftlicher Ebene, der schnelle Übergang von traditionellen zu modernen Gesellschaftsstruk-

turen mit sich bringt. Nicht zuletzt vor dem Eindruck dieser beiden Beiträge bleibt festzuhalten, wie wichtig und für alle Beteiligten bereichernd der internationale wissenschaftliche Erfahrungs- und Ergebnisaustausch ist.

Heike Kahlert und Jürgen Mansel